

„In jenen Tagen kam Jesus aus Nazareth in Galiläa und ließ sich von Johannes im Jordan taufen.“ (V 9) Mit dieser kurzen und knappen Formulierung beschreibt der Evangelist Markus das erste öffentliche Auftreten Jesu in seinem Evangelium. Was zunächst aussieht wie eine unbedeutende Randbemerkung, das lenkt bereits zu Beginn den Blick auf eine wenig beachtete Besonderheit Jesu.

Der Täufer Johannes hat in Israel eine regelrechte Umkehrbewegung in Gang gebracht, die viele Menschen dazu veranlasste, zu ihm zu kommen, sich von ihm taufen zu lassen und sich seiner Umkehrbewegung anzuschließen. Und genau denen schließt sich auch Jesus an. Er verlässt Nazareth, seine Heimat, seine Familie, er bricht aus aus dem Normalen, dem Üblichen, dem Vertrauten, aus dem, was sich gehört, und begibt sich zunächst in die Nachfolge eines anderen. Wie viele seiner Zeit, so hört auch er auf den Ruf des Täufers, lässt er sich auf seine Botschaft ein und wird selber sein Jünger. Der Anfang des öffentlichen Wirkens Jesu beginnt mit einem Exodus, mit einem Auszug.

Ein solcher Anfang, wie er hier sichtbar wird, ist jetzt aus einem weiteren Grund bemerkenswert. Denn Jesus tritt hier nicht auf als der Allwissende mit einem klaren Konzept, einem fertigen Plan. Er erzählt den Leuten nicht, so und so geht's, genau das ist der einzig richtige Weg, den ihr unbedingt gehen müsst. Nein, sein Anfang ist anders. Er beginnt ganz schlicht und einfach mit dem Hinhören. Jesus ist ganz offen für das, was Gott ihm durch den Täufer mitteilen möchte. Deshalb ist hier sein Ort, deshalb muss er genau hier sein, deshalb reiht er sich ein unter die Jünger des Täufers Johannes.

Hier wird eine für uns ungewohnte Seite Jesu sichtbar, die nicht in unsere gängiges Jesusbild hineinpasst. Wir stürzen uns oft zu schnell auf den Jesus, der das Wort Gottes verkündet, der lehrt, auf seine Weisungen und Forderungen. Dabei übersehen wir aber – und auch das bedeutet eben Menschwerdung – dass vor diesem verkündenden und wirkenden Jesus ein ganz anderer steht, nämlich einer, der hinhört, ein Jesus, der ständig auf der Suche ist nach dem, was der Vater von ihm will. Ja, hier wird ein Jesus sichtbar, der sich entwickelt, ein Jesus, der lernt. Immer wieder taucht in den Evangelien auch diese Seite Jesu auf, die oft ein wenig irritiert. Da sind nicht nur die zahlreichen Hinweise, dass Jesus sich zurückzieht in die Einsamkeit, in die Stille (z.B. Mk 1,35-38). Da ist auch die überraschende Entdeckung, dass man auch beim Wirken und bei der Verkündigung Jesu so etwas wie eine Entwicklung, einen Prozess wahrnehmen kann: ein Jesus, der sich z.B. zunächst nur für Israel gesandt weiß und deshalb alles andere rigoros ablehnt, dann aber lernt, dass nach dem Willen des Vaters seine Sendung weit über Israel hinausreicht (z.B. Mt 15,21-28).

Damit kann uns dieser Anfang des öffentlichen Wirkens Jesu heute an etwas erinnern, das wir gerne ausblenden: Denn für uns gilt eigentlich genau dasselbe.

Es genügt eben nicht, einfach nur schöne Dinge zu tun, weil wir das für angebracht halten; es genügt auch nicht, unreflektiert alte und ehrwürdige Traditionen zu pflegen, die in ihrer Zeit zweifellos einmal gut und richtig waren; es genügt auch nicht, sich für gut und notwendig erachtete Dinge einzusetzen, mögen sie noch so wertvoll und sinnvoll sein; es genügt auch nicht, irgendwelche Pastoralkonzepte, selbst wenn sie noch so klug und intelligent erscheinen, einfach umzusetzen.

Denn vor allem anderen steht – genau wie bei Jesus – eine entscheidende und unverzichtbare Voraussetzung, nämlich die Bereitschaft, immer wieder genau hinzuhören: Was will Gott eigentlich von mir? Welchen Weg erwartet er, dass wir ihn gehen? Und das ist eben oft genug nicht identisch mit dem, was ich, oder eine Mehrheit will.

Dabei gibt es ein kleines Hindernis, das gerne übersehen wird. Wir leiden hier nämlich oft unter einer ausgeprägten „Schwerhörigkeit“. Denn ein solches Hinhören auf das, was Gott tatsächlich will, das macht erst dann wirklich Sinn, wenn damit – genau wie bei Jesus – auch die Bereitschaft zu einem Exodus verbunden ist, nämlich die Bereitschaft, das Gewohnte, das Übliche, das Traditionelle in Frage zu stellen und unter Umständen auch einmal zu verlassen. Dort, wo diese Bereitschaft gar nicht vorhanden ist, oder gar ganz bewusst verweigert wird, weil alles so bleiben muss, wie es immer war, da macht ein solches Hinhören nicht nur keinen Sinn, dann muss sogar sehr aggressiv weggehört werden.

Und gerade am Beispiel Jesus wird hier auch etwas erkennbar, was es dabei gilt, sehr genau wahrzunehmen: Ein solches Aussteigen aus dem Gewohnten und Üblichen hat überhaupt nichts damit zu tun, dass das Bisherige schlecht oder gar übel wäre; das wird man der Familie Jesu, die er ja verlassen hat, wohl nicht unterstellen wollen. Nein, das Hören auf Gott und auf seinen Willen, das bedeutet eben viel öfter, etwas zu verlassen, was sehr wohl gut und ordentlich ist, weil Gott von uns nicht etwas Besseres, sondern eben manchmal einfach nur etwas Anderes will.

Das ist der Anfang des öffentlichen Wirkens Jesu. Sein Anfang ist auch der unsere. Alles, was wir als Christen tun, beginnt genau damit, oder sollte damit beginnen. Denn es war und es ist besonders heute ein höchst fataler Umgang mit der Heiligen Schrift, nur das heraushören und wahrnehmen zu wollen, was uns in unserer Blase bestätigt; doch alles, was uns herausfordern, was Veränderungen bewirken könnte, das wird einfach so ignoriert, als gäbe es das alles gar nicht. Auch die Kirche selber leidet heftig an dieser Art von Schwerhörigkeit.

Es macht eben einen gewaltigen Unterschied, ob wir – in durchaus gutem und frommem Glauben – tun, was wir wollen, oder ob wir uns wirklich darum bemühen, das herauszubekommen, was er will, und dies dann auch zu tun.